



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Griechische Reiseskizzen : 2. Athen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Parallelen — denn so muß man eigentlich das Verhältnis von Geist und Materie graphisch darstellen — in der realen Erscheinung vorzutauschen, das zeigt ja schon ein ganz landläufiges Beispiel. Unsere Konzert- und Theaterfänger haben meist entweder eine schöne Stimme und minder begabtes Hirn, oder viel Intelligenz und Schwächen der Stimme. Ganz wenige vereinigen beides, in idealer Weise vereint es keiner. Immer bleibt ein Rest. Und so ist es in allen Künsten, so ist es bei Geigern, bei Pianisten, bei Schauspielern, bei Komponisten und Malern und Dichtern.

Jetzt liegen dank der allgemeinen Geistesrichtung fast überall die Verhältnisse so, daß wir nach der Materie zu steuern müssen, wenn wir im rechten Fahrwasser bleiben wollen. Denn auch der Strom des Geistes hat tote Arme, die zuletzt versanden. Man kann auch an Hypertrophie des Geistes sterben! Gönnen wir diesen modernen Tod unsern ästhetischen Herren und Salondamen. Besser ist's wohl, robust im Ganzen zu leben!



Griechische Reiseskizzen

2. Athen

(Schluß)



uch wer für die griechische Baukunst und Bildhauerkunst wenig Sinn hat, kommt bei einer Besichtigung der Akropolis doch auf seine Rechnung. Denn es wartet hier seiner auch ein ganz unvergleichlicher Naturgenuß. Die Aussicht vom Rande der Akropolis ist an jedem Punkte schön, an zwei entgegengesetzten Stellen aber hinreißend und — man kann sagen — weltberühmt. Das ist erstens von dem kleinen Niketempelchen, das vor den Propyläen auf steilem Steinturme liegt. Wer unter den Säulen seiner Hinterhalle steht, der steht zwar hart am Abgrund und muß sich hüten, daß er nicht hinunterstürzt, wie es weiland König Ägeus, der Vater des Theseus, allerdings absichtlich, that, als er auf dem Schiffe, das ihm seinen Sohn zurückbrachte, statt des erhofften weißen Segels ein schwarzes erblickte. Dafür schweift sein Auge über die grünen Olivenhaine der Kephissosebne bis zum Piräus mit der Höhe von Munychia und dem schön geschwungenen Strande von Phaleron. Aus dem Meere steigen die Berginseln Ägina und Salamis auf, und dahinter bilden die zackigen Linien der argivischen und der arkadischen Gebirge den Horizont. Die Hauptreize dieser Landschaft, wie fast aller griechischen Landschaften, sind die innige Vermählung von Meer und Land, die sich in unendlichem Wechsel gegenseitig durchdringen, die plastische Schärfe und Feinheit der Gebirgskonturen, und die Klarheit der Luft, die an schönen Tagen alle Schattierungen und Farben verstärkt und erhöht und alle Umrisse scharf ab-

hebt. Während diese Aussicht nach der Seeseite zu geht, ist die andre nach der Stadt und dem Lande gerichtet. An der Nordostecke des Burgfelsens ist nämlich ein mit Steinbrüstung und Bänken versehenes Belvedere angebracht, von dem aus man über die Stadt hin weit ins Land schaut. Gegenüber erhebt sich das Wahrzeichen Athens, die steile Pyramide des Lykabetos mit dem weißglänzenden Klostergebäude auf seinem Gipfel, und dahinter der Pentelikon, dessen weiße Marmorbrüche wie Schnee glänzen. Die öden, grauen, aber gewaltigen Züge des Parnes links und des Hymettos rechts grenzen das Bild ab. Überall feine und edle Linien ohne Prunk und Üppigkeit, aber voll Schönheit, Klarheit und individuellster Eigentümlichkeit.

Unmittelbar zu unsern Füßen liegt die Stadt selbst. Leicht erkennen wir alle Hauptgebäude, das kastenartig gebaute unschöne Schloß mit dem Verfassungspiaz davor, das mit Säulenarkaden versehene vornehme und teure Hotel Grande Bretagne, das geschmackvolle, ebenfalls mit Säulen geschmückte Haus unsers berühmten Landsmanns Schliemann, auf dessen Dache wir durch ein Opernglas deutlich die Marmorstatuen erkennen, die es zieren, ferner die Akademie, die Universität u. a. Die Häuser der Stadt sind, um das Eindringen der Hitze zu erschweren, alle weiß oder weißlich gestrichen. Die Blendung ist dadurch so stark, daß der Nordländer gut thut, seine Augen bei Sonnenschein durch ein rauchgraues Glas zu schützen.

Wohlthuend wirkt im Gegensatz dazu das tiefe Grün der Baumplätze und Gärten. Ganz besonders fällt uns ins Auge die große grüne Dase hinter dem Schlosse, der prachtvolle Schloßgarten, den ein deutscher Gärtner im Dienste der Königin Amalia aus einem wüsten Stück Land hervorgezaubert hat, freilich mit sehr bedeutenden Kosten, die in diesem trocknen Lande zumeist immer die Bewässerung verursacht; hier hat man einen antiken Kanal benutzt, um den Pflanzen das segenspendende Maß zuzuführen. Leider ist der Garten nur an drei Nachmittagen und immer nur auf wenig Stunden geöffnet, er ist aber so schön, daß man am liebsten die ganze Zeit in ihm zubringen möchte. Er erinnert nicht bloß an die Tasca und die andern berühmten Gärten Palermo's, sondern übertrifft sie an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Vegetation. Wir Nordländer müssen immer wieder darüber erstaunen, was die Sonne des Südens zu leisten imstande ist, sobald die belebende Feuchtigkeit und die ordnende und pflegende Hand des Menschen dazukommt. Wie oft habe ich mich beim Anblick dieser bunten, reizvollen Üppigkeit verwünscht, daß ich nicht Botanik studiert habe; dann hätte ich gewußt, was ich sah. Hier giebt es Palmen und Koniferen, Bananen und Kakteen, dichtschattige Laubgänge, alleinstehende Baumriesen, safttrockende Rasenplätze und bunte Blumenbeete. Die gewundenen Wege, auf denen man wie in einem Zauberpark dahinwandelt, führen zu den wunderbarsten Überraschungen, und zwar nicht zu unechter Spielerei, wie sie die Großen bei uns lieben oder liebten, wie Liebestempel, Borkenbrücken, chinesische Pagoden oder Muschelgrotten, sondern zu den echtsten und größten, wie man sie eben nur hier haben kann. Der Baumgang öffnet sich plötzlich, und man sieht in den grünen Laubrahmen gefaßt, wie ein Gemälde, die Akropolis oder das blaue Meer mit seinen Inseln oder die Säulen des Olympieion.

Diese sieht man übrigens auch von dem Belvedere oben auf der Burg. Sie sind die Reste des Riesentempels, den der große Baukaiser Hadrian hier an der Stelle eines ältern Bauwerks errichtet hat, und repräsentieren durch ihre Kolossalität — sie sind beinahe doppelt so hoch als die des Parthenons — die ganze Art des Römertums. Die Römer wollten durch die Masse, die Wucht, das Gigantische aller Dimensionen imponieren, während es den Griechen bei aller Größe und allem Ernst doch vorwiegend auf die Harmonie der Teile und die Übereinstimmung zum Ganzen ankam.

Hinter dem Olympieion fließt der Klissos, der im Sommer ohne den geringsten Tropfen Wasser lediglich ein Kies- und Lehmbett ist. Jenseits dieses sogenannten Baches sieht man auf einer leichten Anhöhe einen dunkeln Cypressenhain. Es ist der Friedhof. Der Deutsche wird nicht versäumen, ihn zu besuchen, um sich das Mausoleum Schliemanns anzusehen. Dieses liegt vor dem Eingang links auf der Höhe und besteht in einem kleinen strahlend weißen Amphiprostylostempel in dorischem Stile. Zwischen den Säulen der Vorhalle steht die Marmorbüste des unten in der Grabkammer Ruhenden. Den schönsten Schmuck aber giebt ein Fries ab, der sich in der Breite eines Meters um den Unterbau des Tempels zieht und in edelm klassischem Stile homerische Szenen darstellt. Das Ganze ist in der That ein des begeisterten Homer- und Griechenfreundes würdiges Denkmal. Was den sonstigen Marmorschmuck des Friedhofs betrifft, so reicht er weder an den der italienischen Cimiterien, noch an den des antiken Friedhofs am Dipylon heran.

Die griechischen Begräbnisstätten sind überhaupt viel kleiner und unbedeutender als die aller andern Länder, die ich sonst gesehen habe. Bei uns im Norden hat jedes Dorf seinen wohlgepflegten, blumengeschmückten Friedhof, in Italien bewundert man auch an kleinen Orten die kunstvollen Marmorarbeiten auf den Gräbern. Überall sieht man die Zeichen der Liebe und der Wehmut, des Abschieds und der Hoffnung auf ein Wiedersehen. In Griechenland sind die Gräber fast schmucklos; in den Dörfern bezeichnen oft nur Holzpflocke oder Täfelchen die Stellen, wo die Toten ruhen, ja oft findet man überhaupt keinen Kirchhof, ebensowenig wie es Kirchtürme giebt. Das sind zwei Mängel, die sich auch in der Physiognomie der Landschaft empfindlich fühlbar machen. Ein Dorf ohne zum Himmel weisende Türme ist wie ein Schiff ohne Mast; und ohne schattigen, blühenden Kirchhof mit Kreuzen und Steinen fehlt ihm das einzige Stückchen Poesie und Gemüt, das es sonst in seiner äußern Erscheinung hätte. Der Grund für diese Vernachlässigung der Begräbnisplätze ist der, daß in Griechenland die Leichen schon nach drei Jahren wieder exhumiert, und nachdem sie mit warmem Wein gewaschen und gereinigt worden sind, dem Beinhaufe oder der Massengrube übergeben werden. Freilich ist nach so kurzer Zeit die Verwesung erst selten vollendet. Von den Personen aber, deren Leichen bei der Exhumierung noch Fleischteile zeigen, glaubte man, daß sie im Jenseits keine Ruhe finden oder gar als Vampire ihre Angehörigen in das Grab nachziehen. Die Kirche, deren Sache es war, dies durch Weihungen und Gebete zu verhindern und dem Toten Ruhe im Grabe zu schaffen, zog

von diesem Aberglauben reichen Gewinn an frommen Gaben und Geldspenden. Darum herrscht dieser Aberglaube, auf dem Lande wenigstens, sicher auch heute noch; die Popen werden alles thun, eine für sie so lukrative Volksvorstellung lebendig zu erhalten.

So wenig wie diese Sitte der frühzeitigen Exhumierung gefällt uns die Art der Bestattung. Der Tote wird in offnem Sarge zu Grabe getragen, sodaß man auf der Straße oft Leichen zu sehen bekommt. Dann wird er, wenigstens bei den Ärmern, ohne Sarg in die Erde gesenkt, sodaß dieser nur als Tragbahre, nicht als schützende Hülle dient. Vorher aber werden die Kleider und Schuhe zerschnitten, damit nicht etwa Diebe danach graben und sie stehlen. Eine an sich schöne, aber der Hygiene widersprechende Sitte ist die, dem Verstorbenen einen Fuß mit auf den Weg zu geben.

Im Altertum setzte man den Toten schöne Marmordenkmäler. Ein antiker Friedhof, wie der noch erhaltne beim Dipylon, sah deshalb ungleich reicher und schmuckvoller aus als die jezigen. Auf den Grabstelen war in der Regel eine Abschiedsszene oder auch der Tote in seiner alltäglichen Beschäftigung dargestellt, Frauen, wie sie sich schmücken lassen, Knaben, wie sie spielen. Die Schrecken des Todes empfand man und empfindet man noch jetzt in den südlichen Ländern nicht so stark, wie bei uns im Norden. Jedenfalls wirkt hier noch die antike Anschauungsweise nach. Lessing hat bekanntlich den Satz ausgesprochen, daß die Religion, die dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur (d. i. nichts andres als) seine Vernunft brauchte. *) Andererseits hebt der Apostel Paulus gerade hervor, daß durch die neue Religion dem Tode sein Stachel genommen sei. Wir werden also von der Einwirkung der christlichen Lehre am besten ganz absehen und uns mit der Feststellung der Thatsache begnügen, daß die natürlichen Schrecken des Todes im Süden geringer erscheinen als im Norden, weniger vielleicht für den Sterbenden — wer wollte das ermitteln — als für die Überlebenden. Man ist vielleicht zur Erklärung rasch bei der Hand mit der größern Gemütsiefe, der stärkern Innerlichkeit der germanischen Völker, die infolge ihres melancholischen Ernstes der Verlust eines geliebten Menschen viel schwerer ankommt als die leichtlebigen, sanguinischen Südländer. Sollte wirklich die Kraft zu lieben und zu trauern irgend ein Kulturvolk in höherm Maße haben als ein andres? Mir will das nicht recht wahrscheinlich vorkommen, und wir haben alle Ursache, uns vor geistigen Überhebungen, als hätten wir in sittlicher Hinsicht vor andern Völkern etwas voraus, zu hüten. Dagegen ist wohl sicher, daß die strahlende Sonne und die freundliche Wärme, all der bunte Farbenglanz des Südens dem Menschen ein besseres Gegengewicht gegen alle Trübseligkeit und Traurigkeit verleihen als unser kühles Nebelgeriesel und unser grauer Wolkenhimmel. Wie litt nicht Goethe hierunter nach seiner Rückkehr aus Italien, wie legt sich nicht

*) In der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet (Schluß).

solche Regenstimmung, wenn sie anhält, drückend auf unser aller Gemüt, wie lechzen wir nicht oft innerlich nach einem einzigen Strahl der Sonne? Wir werden also schon durch unsre Natur dazu geführt, unsern schmerzlichen Gedanken nachzuhängen, uns grübelnd in sie zu versenken; der Südländer wird sich eher wieder des holden Tages freuen. Das Licht der Sonne zu schauen, war ja schon dem Homer der Inbegriff des Daseins und seine höchste Wonne.

Noch einen andern Gedanken möchte ich hier auszusprechen wagen, einen Gedanken, der dem Verstandesmenschen freilich thöricht, ja abgeschmackt erscheinen muß, der mir aber dennoch eine unbestreitbare psychologische Wahrheit zu enthalten scheint. Warum ruhen Eheleute oder ganze Familien gern im Grabe nebeneinander? Warum werden oft große Kosten nicht gescheut, einen Toten bei seinen Angehörigen zu betten? Warum waschen wir die Leiche und kleiden sie sauber, und warum schmücken wir die Gräber? Warum werden in manchen Gegenden am heiligen Abend brennende Christbäumchen auf die Kindergräber gestellt? Doch nicht bloß um unsrer selbst oder gar um der Vorübergehenden willen. Allem dem liegt vielmehr unbewußt und unausgesprochen die instinktive Idee zu Grunde, als sei der Tote noch nicht so ganz tot, daß er gar nichts mehr von seinem Zustande und seiner Umgebung merke oder wahrnehme. Wir fühlen immer noch mit dem Toten als mit einem sinnlich empfindenden Wesen, die allen Naturvölkern gemeinsamen Vorstellungen, die auch unsre Vorfahren hegten, leben unzerstörbar im verborgensten Winkel unsrer Seele weiter, weil sie einem natürlichen Zuge unsers Herzens entsprechen. Denn es bäumt sich in uns das Lebensbewußtsein, das Lebensinteresse möchte ich sagen, dagegen auf, daß nun mit einemmal wirklich alle und jede Empfindung ausgelöscht sein soll. Zwar unser Verstand belehrt uns eines Bessern — aber was vermag dieser steifleinene Herr gegen die Wärme des Herzens und eine jahrtausendalte Vererbung? Wenn das sich nun so verhält, wie furchtbar muß es dann sein, daß das Liebste, was wir besitzen, in die nasskalte schnee- und regendurchtränkte Erde oder in eine hartgefrorene Grube gesenkt wird? Dem Südländer dagegen erscheint bei der Hitze das kühle Grab instinktiv als ein angenehmer Aufenthalt, um den er den Verstorbenen wohl gar beneiden möchte.

Doch ich stehe immer noch auf dem Belvedere der Akropolis und schaue hinab auf die Stadt und die große, stille Landschaft. Es giebt einige Erscheinungen auf Erden, bei deren Anblick man sofort empfindet, daß in ihnen etwas ganz Großes, wirklich Echtes liegt, etwas, was sich den Grenzen der Unendlichkeit nähert und den, der es mit verständnisvollem Auge geschaut hat, nie wieder ganz zurücksinken lassen kann in banausische Alltäglichkeit. Zu diesen Erscheinungen gehört das ewige Rom mit seinem Forum und seinen Palästen, zu ihnen nicht minder die Akropolis von Athen und der Ausblick von ihr auf das kleine, aber für die edelsten Seiten der menschlichen Kultur so unendlich große und bedeutsame Land. In solche Gedanken versunken verweilte ich oben auf der Burg, bis die Sonne hinter den Bergen von Salamis verschwand, und der Abend heraufzog.

Das Schauspiel des Sonnenunterganges von der Akropolis zu genießen

empfiehlt Baedeker, und Lord Byron besingt es sogar in schwungvollen Versen. Es machte auch auf mich einen solchen Eindruck, daß ich am nächsten Tage gegen Abend wieder zur Burg hinaufsteigen wollte. Ich hatte mich aber verspätet, und da ich auf der großen Straße vom Piräusbahnhof herkam, so stieg ich rechts den Hügel der Pnyx hinauf und setzte mich auf eine Felsstufe, um hier den Sonnenuntergang zu erwarten. Es war einer der glücklichsten Gedanken meines Lebens, und ich möchte zu Nutz und Frommen aller Athenerreisenden in diesem Punkte den Baedeker berichtigen oder vielmehr ergänzen. Der Sonnenuntergang von der Pnyx oder von dem noch weiter entfernten Musenhügel, auf dem das weithinblickende Philopapposdenkmal steht, übertrifft bei weitem den von der Akropolis selbst, und zwar deshalb, weil eben diese hier nicht der Ausgangspunkt, sondern der Gegenstand der Betrachtung ist. Sobald sich die Sonne dem Horizont zuneigt, erstrahlt plötzlich der ganze sich vor uns auftürmende Säulenwald in rötlichem Scheine, der sich mit der bräunlichen Farbe des Marmors zu einem tiefen Goldrot verbindet; die Fenster der Stadt erglühn, oben vom Kloster des Lykabetos blüht es wie von strahlenden Fackeln herunter, die altersgrauen Bergrücken, die rechts und links das Bild einrahmen, erglänzen wie von frischer Jugend, als seien sie eben erst dem mütterlichen Schoße der Erde entstiegen, der weiße Marmorbüsen des Pentelikon färbt sich tiefrot wie der Schnee beim Alpenglühn, die zarten Wölkchen am Himmel erscheinen wie goldne Flocken, Himmel und Erde sind plötzlich in die zartesten Tinten getaucht. Man glaubt in einer phantastischen, unbegreiflich herrlichen Märchenlandschaft zu sein. Aber wie alles Herrliche auf Erden vergeht auch dieses wunderbare, einzige Phänomen nur allzu rasch. Die Sonne sinkt tiefer, und die warmen Töne verbleichen, das Feuer in den Fenstern verlöscht, braun stehn wieder die Säulen, grau die Berge, der Himmel wird violett, dann grünlich, zuletzt graublau, und wie mit einem Schlage springen aus dem dunkeln Hintergrunde wie glänzende Punkte die südlichen Sterne hervor, und die ambrosische Nacht breitet ihren Schleier über Berg und Stadt. Von jenem Abend an habe ich den Sonnenuntergang gegenüber der Akropolis bei gutem Wetter nie veräußt; sogar wenn ich weite Tagedstouren gemacht hatte, richtete ich mich so ein, daß ich bei Sonnenuntergang auf der Pnyx saß, wo einst die alten Athener ihre stürmischen Volksversammlungen abhielten, und wo jetzt der wunderbare Farbenzauber der Seele den tiefsten Frieden schenkte.

Seltamerweise war mein endlicher Abschied von der Akropolis höchst unpoetisch, ja tragikomisch. Als ich am letzten Tage meiner Anwesenheit in Athen trauernden Herzens für immer all das Herrliche da oben verlassen hatte, fand ich den Weg am Rande der Häuser durch einen frischgezognen Graben versperrt. Ich ging also an den Schutthügeln und Einschnitten entlang, ohne jedoch einen Ausweg zu finden. Eine Reihe der ärmlichsten Häuser mit kleinen Höfen trennte mich von der Straße, und ich entschloß mich zuletzt kurz, durch einen dieser Höfe zu gehn. Kaum aber war ich, die Thür öffnend, in den nächsten eingetreten, so fielen mich seine Wächter, zwei ruppige, kettenlose Köter, mit wütendem Gebell an. Ich bückte mich rasch, einen Stein aufzuheben, dabei

passierte mir etwas menschliches an den Beinkleidern. Flüchtend erreichte ich, ohne eines Menschen gewahr geworden zu sein, die gegenüberliegende, nach der Straße zu führende Thür, auf den Fersen gefolgt von den Unholden, und schlug sie den Bestien vor der Nase zu. Zum Glück traf ich bald auf eine Straße mit Schneiderläden. Der bebrillte Inhaber des einen besserte den Schaden etwas grob, aber doch ausreichend. Ja, vom Erhabnen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Die Griechen feierten nicht nur im Altertum viele Feste, sie sind auch heute noch ein festfreudiges Volk geliebt. Man plant sogar eine Erneuerung der Spiele zu Olympia. Vor der Hand hat man die panathenäischen Spiele in der antiken Rennbahn wieder erneuert. Ein reicher ausländischer Grieche hat im Jahre 1896 das alte Stadion am Ilissos zu diesem Zweck erneuern lassen. Die untern Sitzreihen sind aus Marmor wieder hergestellt, die obern sind durch Holzlagen teilweise wieder benutzbar gemacht. Das Ganze ist eine riesige, über zweihundert Meter lange Anlage. In dem abschließenden Halbrund, wo dereinst die Wagen die schwierige Umfahrt um die Presssäule zu machen hatten, und wo ehemals die Marmoressel für amtliche und Standespersonen standen, fand ich die Loge für das königliche Paar und den Hof, und davor eine neue, aber einer antiken in jeder Beziehung getreu nachgebildete Doppelherme. Es lag darin, besonders angesichts der königlichen Loge, die doch auch für Damen bestimmt ist, für uns, die wir anders gewohnt sind, etwas Seltsames, aber die Griechen haben sich ein gutes Stück antiker Naivität bewahrt, und das Muster ihrer großen Vorfahren macht bei ihnen vieles möglich, was bei uns, auch ohne lex Heinze, nicht erlaubt wäre. Auch die Kränze und Blumengewinde, mit denen diese Doppelherme umgeben war, dienten nicht zur Verhüllung, sondern lediglich zum Schmucke.

Leider konnte ich die Spiele selbst nicht mit ansehen. Sie fanden erst statt, als ich schon fort war. Dagegen war ich zur Zeit des athenischen Nationalfestes in der Stadt. Dieses wird am 7. April gefeiert, weil an diesem Tage im Jahre 1821 Athen den Aufständischen in die Hände fiel und damit vom Türkenjoch befreit wurde. Schon am Abend vorher war Gottesdienst in der sogenannten großen Metropolis, der Hauptkirche der Stadt. Der weite Raum war ganz voll Menschen, Weihrauch, Kerzen und unaufhörlichem Chorgeplär. Das Volk strömte, sich drängend, beständig ein und aus. Am Eingang reichte ein Pope jedem Eintretenden eine Reliquie zum Küssen dar, fuhr ihm mit einem Büschel nasser heiliger Pflanzen über das Gesicht und hielt ihm dann diesen ebenfalls zum Küssen dar. Ein junger Kleriker stand mit einem großen Messingteller daneben und empfing die frommen Dankesspenden. Schon lag ein ganzer Haufe Kupferlepta auf dem Teller, und immer noch drängten sich Arm und Reich zum Webel und Opfer heran.

Am andern Morgen sollte auf dem Plage vor der Metropolis Parade und Kirchfahrt des Hofes und der Staatswürdenträger sein. Ich hatte mich, um einen guten Platz zu bekommen, schon ganz früh an Ort und Stelle gegeben und sah den Aufmarsch mit an. Bismlich dürftiges Militär, die Studenten, die Schulen erschienen und bildeten Spalier, Musikbanden spielten,

Polizisten suchten mit einem langgezogenen *Na figete!* die Straßen frei zu halten. Ich stand auf dem schrägen Rand der Rampe vor der Kirche, balancierend und geteilt in drangvoll fürchterliche Enge, und litt unsäglich unter den unglaublichen Gerüchen, die aus meiner proletischen Umgebung aufstiegen, und unter dem rücksichtslosen Zigarettenrauchen, das Hut und Kleider in beständiger Gefahr erhielt. Ein Knote niederster Sorte aus dem Piräus mit dem vorhellenischen, schwarzhaarigen Ureinwohnertypus molestierte mich durch beständige Versuche, mich wegzudrängen. Ich sah hier wieder einmal recht klar, daß die Hauptwaffe des Menschen nicht seine Arme und Beine sind, sondern seine Zunge, und daß er, wenn er diese nicht gebrauchen kann, wehrlos ist. Meine deutschen, französischen, zuletzt auch italienischen Flüche beantwortete er mit dem frechen, dummpfiffigen Lachen des gebornen Heloten, der einmal ausnahmsweise die Macht in der Hand hat. So lange die Staatswürdenträger, Minister und Generale auffuhren, gelang es mir noch, meinen Dränger durch kräftiges Gegendrängen nach hinten immer wieder zurückzustoßen. Als aber der Basileus (König) selber herauffuhr, und die Menge hier und da ein schwaches *sito!* (er lebe) hören ließ, einige sogar die Hüte abnahmen, da riß mich mein wüster Hintersasse einfach zurück und quetschte sich schräg an meinen Platz. Das ging nicht ohne starke Kumperei unter den Nachbarn ab, und es erhob sich ein mißbilligendes Geschrei und eine sehr lebhafteste Gestikulation. Einer rief meinem Widersacher zu: *Inne xenos* (er ist ein Fremdling), worauf jener die *Dehors* der vielgerühmten griechischen Gastfreundschaft nachträglich zu wahren suchte und mich mit einer einladenden Handbewegung und einem *oriste* (bitte) aufforderte — hinter ihn zu treten. Ich aber setzte meinen Hut fest, murmelte etwas von *philoxenia* (Gastfreundlichkeit) und ging, mir nach rückwärts Bahn brechend, meines Weges. Den König selbst habe ich also hier nicht gesehen, und um den entscheidenden Moment bin ich gebracht worden. Später sah ich ihn dann bei einer Sitzung des archäologischen Instituts. Die Erkenntnis nahm ich mir dagegen von diesem Nationalfeste mit, daß der Pöbel immer Pöbel bleibt, auch bei den als besonders höflich und gastfrei bekannten Völkern.

Da hatte es eine Dame, die ich kennen lernte, gescheiter angefangen. Als ich nämlich tags darauf, zum Ausgeh'n fertig, die Treppe des Hotels hinunterging, stand besagte Dame, die ich schon einigemal im Speisesaale gesehen hatte, auf der Flur und sagte zu mir auf Deutsch:

„Verzeihen Sie, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, ob heute das Museum geöffnet ist?“

Ich hätte mir nun gleich sagen können, daß diese Frage nur dazu dienen sollte, mit mir anzubündeln. Denn wenn sie wirklich nicht wußte, was sie fragte, so hätte sie es leicht aus dem Baedeker ersehen können. Ich sagte mir das aber nicht, sondern freute mich, einer Dame dienen zu können, die zwar schon ziemlich *d'un certain age* und über jede Gefährlichkeit hinaus aber doch immer eine Landsmännin war. Ich gab ihr also Bescheid und teilte ihr zugleich mit, daß ich heute als am zweiten Ostertag zunächst in die deutsche Gesandtschaftskapelle zum deutschen Gottesdienst und dann erst ins Museum

gehn wolle. Sie änderte darauf sofort ihren Plan und erklärte, mich begleiten zu wollen. Das machte mich stutzig, aber was thun? Wir gingen also selbender, und sie erzählte mir nun unterwegs von ihren Reiseerfolgen. Sie sei in Kairo und Jerusalem, in Damaskus und Smyrna gewesen, überall allein, aber überall habe man sich ihrer auf das liebenswürdigste angenommen. Sie verstehe sich freilich auch auf das Alleinreisen. Man brauche sich als Dame nur an irgend einen anständigen Herrn vertrauensvoll zu wenden, dann werde man überall zurechtgewiesen, eingeführt und mitgenommen. Sie frage und bitte immer ganz ungeniert, damit komme sie am weitesten. „Gestern z. B. — fuhr sie fort — wollte ich die Parade an der Kirche sehen und wandte mich einfach an einen der Herren Offiziere, die am Eingang unter den Fahnen standen. Er verstand etwas französisch und führte mich sofort in die Kirche, und zwar an einen bevorzugten Platz, sodaß ich den König und den ganzen Gottesdienst aus der Nähe betrachten konnte.“ Sie hat, so dachte ich bei dieser Erzählung, ihre Zunge gebraucht, ich meine Ellbogen, und sie hat ihr Ziel erreicht, ich nicht! Doch dämmerte mir zugleich der Verdacht auf, daß sie mich als vertrauenerweckenden, anständigen Herrn zu ihrem Opfer auserkoren hatte, daß sie meinen Schutz wohl auch des weitern in Anspruch nehmen und mich dadurch in meinen Bewegungen schwer behindern würde. Nur nicht solchen weiblichen Anhang auf Reisen bekommen, der aus erwiesenen Gefälligkeiten rasch mit mehr oder weniger zarter Hand die Schlinge der moralischen Verpflichtung zu drehn weiß und aus geleisteten Ritterdiensten ein Dienstbarkeitsverhältnis als selbstverständlich ableitet. Leider irrten wir vergeblich in den weiten Höfen und Korridoren des öden Schlosses herum, vom postenstehenden Ekzonos zum Thürhüter und vom Thürhüter zum Kammerlakaien. Dieser öffnete uns die völlig leere evangelische Kapelle mit den Worten: den inne ekklesia (es ist keine Kirche), und wir mußten abziehen. Ich entschuldigte mich bei meiner Begleiterin wegen des unnützen Weges, den ich ihr verursacht hatte, bemerkte aber, daß ich lieber auf die Akropolis als ins Museum gehn wolle, da ich dort noch Studien zu machen hätte. Sie antwortete etwas spitz: „Dann haben Sie also Ihren Plan geändert.“

„Allerdings, es geht nicht anders.“

Sie blieb stehn und überlegte.

„Ich könnte eigentlich auch mit auf die Akropolis gehn, aber — es ist mir jetzt zu heiß, und wir treffen uns ja auch im Hotel. Also auf Wiedersehen!“

Zu Mittag setzte sie sich an den Tisch, wo ich mit einigen deutschen Herren, die ebenfalls die Institutsreisen unter Professor Dörpfeld mitmachen wollten, meine Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Sie mochte wohl erwarten, daß ich mich nunmehr vorstellen würde, aber ich unterließ das absichtlich. Im übrigen erreichte sie alles, was sie wollte. Am nächsten Tage hielt Dörpfeld eine Vorlesung über die Heimat des Odysseus, bei der der Hof und die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft anwesend waren. Wer saß in großer Toilette in einer der vordersten Reihen? Meine Dame. Wenig Tage darauf traten wir die Peloponnesreise an. Wer stand im Reisegewande mit auf dem

Bahnhof? Meine Dame. Sie stieg auch richtig ein und fuhr mit uns bis Korinth. Nach ihrem unfehlbaren Rezept hatte sie sich einfach an Dörpfeld selbst gewandt und von diesem die Erlaubnis zum Anschluß bekommen. Allerdings mußte sie aus Mangel an Zeit schon in Korinth umkehren, aber sie kann doch nun zu Hause erzählen, daß sie mit Dörpfeld gereist sei, und das ist ein Ruhmestitel, besonders für eine Dame. Auf meiner nächsten Reise werde ich mich als ältere Dame kostümieren. Damit kommt man am weitesten, vorausgesetzt, daß man den nötigen Mangel an Zaghaftigkeit besitzt.

Doch das ewig Weibliche hat mich von meiner Schilderung des Nationalfestes ganz ab-, wenn auch nicht gerade hinangezogen. Es ist aber nicht viel mehr darüber zu sagen. Am Nachmittag und Abend des 7. April wogte natürlich eine festlich gekleidete Menschenmenge durch die Hauptstraßen, alle Cafés waren zum Überfließen voll, und auf dem Verfassungsplatz vor dem Schloß standen die Leute Kopf an Kopf, um die Militärmusik anzuhören. Abends fanden dann Umzüge der Universität und der Schulen statt, wobei man, statt wie bei uns qualmige Fackeln, hübsche bunte Stocklaternen trug. Die Illumination in den Hauptstraßen und an den öffentlichen Gebäuden war recht gut, nur das Finanzministerium glänzte durch auffallende Sparsamkeit. Es hatte wohl Ursache dazu.



Niels Glambæk

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Brøndsted

Erster Teil

7



Niels näherte sich dem Schloß durch verschiedene Kastanien- und Lindenalleen, er ging auch quer über ein paar Rasenplätze; überall dieselbe öde Stille. Zwischen ein paar mächtigen Strebepfeilern, die offenbar nachträglich als Stützen angebaut worden waren, war der Haupteingang oder das Portal, das allein schon durch seine Höhe imponierte und jede Ausschmückung verachtete, nur war über der eichnen Flügelthür das Huitfeldtsche adeliche Wappen in Sandstein ausgehauen.

Nicht ohne Beklemmung trat Niels in den Schatten der Strebepfeiler und stieg die breiten steinernen Stufen hinan. Während er dann oben stand und überlegte, wurde die Thür von innen geöffnet, und ein paar Diener eilten heraus, ohne Notiz von ihm zu nehmen. In der Vorhalle, einem mächtigen Raum mit steinernen Fliesen, mehreren Thüren an den Seiten, Hirschgeweihen und dunkeln Ölbildern an den Wänden, standen einige andre Dienstleute, und in ihrer Mitte eine Dame in mittlern Jahren mit einem schönen, verständigen Gesicht; es schien über irgend etwas, was passiert war, einige Besüßung zu herrschen. Niels trat, die Mütze in der Hand, vor die Dame hin:

Entschuldigen Sie, ich kam durch den Park, ich . . .

Die Dame unterbrach ihn schnell. Sind Sie durch den Park gekommen? Sind Sie dort jemand begegnet? Jemand mit einer Flöte?